Was werden uns nicht tagtäglich für Mittelchen und Dienstleistungen zur Verbesserung der Lebensqualität angetragen: Heil- und Lebensmittel, Therapien, Ratgeber in Buchform und Gesundheits-Apps ebenso wie Sportgeräte, Klimaanlagen und elektronische Gadgets. So jung die Popularität des Begriffs Lebensqualität und die Methoden seiner Messung sind, so inflationär ist gefühlt seit Anbruch der 2010er-Jahre seine auf allen Kanälen zelebrierte Verwendung. Aber was ist Lebensqualität? Wie objektiv ist sie messbar? Und warum belegt Wien in den zahlreichen Rankings der Städte mit der höchsten Lebensqualität regelmäßig Sieger- und Spitzenplätze?

Dass wirtschaftliche Kennzahlen nicht alles sind, um das Wohlergehen einer Bevölkerung beurteilen zu können, ist keine neue Erkenntnis. „Wenn die Regierung kein Glück für das Volk schaffen kann, dann gibt es keinen Grund für die Existenz der Regierung", hieß es bereits 1729 in einem bhutanesischen Rechtskodex. Jigme Singye Wangchuck, vierter König Bhutans, prägte 1979 den Begriff „Bruttonationalglück". Es spiegelt sich in vier Säulen wider, die 1998 definiert wurden – in einer sozial gerechten Gesellschafts- und Wirtschaftsentwicklung, in der Bewahrung und Förderung kultureller Werte, im Schutz der Umwelt sowie in guten Regierungs- und Verwaltungsstrukturen.

Bereits seit 1995 werden regelmäßig die Wiener Lebensqualitätsstudien durchgeführt, bei denen die Bevölkerung zu Bereichen wie Wohnen, Arbeit, Familie, Gesundheit, Kultur, Freizeit oder der Zufriedenheit mit öffentlichen Angeboten befragt werden. Denn Lebensqualität lässt sich nicht ausschließlich mit objektiven Kennwerten messen. Sie hängt auch vom subjektiven Empfinden der Menschen ab. Jenes der Wiener Bürgerinnen und Bürger ist weitgehend positiv.

EINE FRAGE DES LEBENSSTILS

Für die jüngste Studie, in die neue Themen Eingang fanden, wurden 2018 mit 8.450 Personen ab dem 15. Lebensjahr umfassende Interviews geführt. Die Zufriedenheit mit dem Wohnumfeld, den Bildungseinrichtungen, den Kultur- und Freizeitangeboten, dem Gesundheitswesen und den Arbeitsbedingungen wird ebenso unter die Lupe genommen wie die Frage nach der Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Erstmals wurden auch Internetnutzung, Digitalisierung, Lebensstiltypologie und Bewertung des Stadtwachstums abgefragt. ›

Die Ergebnisse sind gelegentlich überraschend. So stehen Personen, die 60 Jahre und älter sind, dem Wachstum am positivsten gegenüber, während dieses bei den 45- bis 59-Jährigen am wenigsten gut bewertet wird. Je höher der Bildungsgrad der Befragten, umso mehr Zustimmung findet das wachsende Wien – am meisten übrigens von Personen, die im Ausland geboren sind. Bemerkenswert ist auch, dass sowohl die öffentliche Sicherheit (zu 70 Prozent) als auch die subjektiv wahrgenommene Sicherheit (zu 73 Prozent) hoch eingeschätzt werden. Das sind – selbst wenn die Berichterstattung der Boulevardmedien das Gegenteil vermuten ließe – höhere Werte als in den Jahren zuvor, die zugleich die Fakten der Kriminalstatistik bestätigen.

Abgefragt werden auch die Möglichkeiten gesellschaftlicher und politischer Partizipation wie zum Beispiel durch Gemeinschaftsaktivitäten im nachbarschaftlichen Umfeld, in Vereinen, bei Bürgerbeteiligungsangeboten der Stadt Wien, in Bürgerinitiativen oder etwa in politischen Organisationen. Migrantinnen und Migranten der zweiten Generation geben übrigens doppelt so oft an, sich zu beteiligen, wie Personen ohne Migrationshintergrund oder Zugewanderte der ersten Generation.

35 QUADRATMETER GLÜCK PRO KOPF

Stark hängt die Zufriedenheit der Menschen vom jeweiligen Wohngebiet ab. Auf Basis der Wiener Lebensqualitätsstudien werden daher auch kleinräumige Unterschiede zwischen insgesamt 91 Bezirksteilen herausgearbeitet. Dabei zeigte sich, dass nicht alle Faktoren eines Wohnumfeldes gleichermaßen mit dem Grad der Zufriedenheit korrelieren. Eine schlechte Anbindung an den öffentlichen Verkehr wird in Randbezirken

wettgemacht durch gute Luft und Grünanlagen vor der Haustür. In Innenbezirken ist es genau umgekehrt.

Der Wiener Wohnbau genießt einen exzellenten Ruf über die Landesgrenzen hinaus. Aber sehen das die Wiener und Wienerinnen, die damit aus erster Hand vertraut sind, auch so? Haben steigende Mieten und knapper Wohnraum die Unzufriedenheit erhöht? Von Mangel an Wohnraum sind laut Studie elf Prozent der Menschen in Wien betroffen, also zwei Prozent mehr als 2013. 1995 waren es aber noch 26 Prozent. Alleinerziehende und Paare mit Kindern unter 15 Jahren sind davon besonders betroffen. Mit rund 35 Quadratmetern ist die durchschnittliche Wohnnutzfläche pro Person sehr hoch. Zu Beginn der 1960er-Jahre waren es noch 22 Quadratmeter.

Geht man weiter zurück, an den Beginn des 20. Jahrhunderts, und vergegenwärtigt sich, dass damals bei einer Einwohnerzahl von über zwei Millionen rund 300.000 Menschen keine Wohnung hatten, 1934 jede zehnte Wienerin und jeder zehnte Wiener in einem Gemeindebau wohnten und dies derzeit auf ein Viertel zutrifft, wird klar, welch großen Einfluss die steuernde Hand der städtischen Verwaltung auf die Wohnversorgung hat. Recht anschaulich lässt sich die Großzügigkeit der Wiener Wohnverhältnisse auch mit einem Blick auf die Wohnungsstatistik darstellen. Im Bezirk Margareten lebten um 1900 rund 107.000 Einwohner in 25.300 Wohnungen. Heute sind es 54.246 Menschen in 33.081 Wohnungen. Der Unterschied ist frappant.

Und so nimmt es nicht wunder, dass 77 Prozent der Befragten mit ihrer Wohnsituation zufrieden sind. Über einen Lift verfügen übrigens 71 Prozent der Wohnhäuser, 65 Prozent haben einen Fahrradabstellraum und 44 Prozent begehbare Grünflächen. Umgekehrt sind ebendies die Einrichtungen, die sich jene, die sie nicht haben, wünschen, während ein Kinderspielplatz im Hof oder Kinderwagenabstellräume seltener vermisst werden.

MIT DEM KINDERWAGEN DURCH DIE STADT

Nicht nur der Komfort in den eigenen vier Wänden hat sich eklatant verbessert. Auch im öffentlichen Raum lässt es sich besser leben, sofern dem unmotorisierten Menschen nicht sein motorisierter Kompagnon den Platz streitig macht. Es hat sich viel getan, seitdem 1974 der Verkehr aus der Kärntner Straße verbannt und die erste Fußgängerzone der Stadt geboren wurde. 2020 wird die hundertste eingerichtet werden, immerhin!

War noch vor 20 Jahren ein Ausflug mit dem Kinderwagen ein Hürdenlauf über hohe Gehsteigkanten und ebensolche Einstiege in Straßenbahnen und Busse, so lässt sich heute das Leben mit Kleinkind in der Großstadt weitaus einfacher bewerkstelligen. Erst ab den 1990er-Jahren fanden Barrierefreiheit und inklusives Design sukzessive Eingang in die Baugesetzgebung sowie in diverse Planungsinstrumentarien. Zahlreiche kleine Maßnahmen erhöhen die Nutzbarkeit des öffentlichen Raumes. Oft nimmt man abgeflachte Gehsteigkanten, taktile Bodenleit- und Akustiksysteme an Ampeln erst dann wahr, wenn die eigene Mobilität eingeschränkt ist.

Barrierefreiheit ist auch ein Thema bei digitalen Angeboten. Nicht alle sind leicht zu bedienen. Fast drei Stunden pro Tag nutzen die Befragten das Internet für private Zwecke – Männer 40 Minuten länger als Frauen. Besonders für Einkäufe, für die Teilnahme an sozialen Netzwerken und für Kontakte zu öffentlichen Stellen ist die Akzeptanz hoch. Dennoch wollen 59 Prozent über das Internet nicht mehr erledigen oder organisieren, als sie dies heute schon tun. Noch mehr Internet ist nicht gleichbedeutend mit noch mehr Lebensqualität, könnte man daraus schließen.

Das Online-Angebot der Stadtverwaltung bewerten 36 Prozent für sehr gut – doppelt so viele wie fünf Jahre zuvor. Gut finden es 40 Prozent. ›

Ob diese verbesserten digitalen Services auch Einfluss haben auf die gestiegene positive Beurteilung der Bürger- und Bürgerinnen-Nähe sowie der Stadtverwaltung insgesamt? Zu über zwei Drittel ist die Bevölkerung mit der städtischen Verwaltung und den Behörden zufrieden. Das sind immerhin doppelt so viele wie beispielsweise in Berlin.

SAG'S WIEN MIT EINEM KLICK!

Der Glascontainer geht über? Der Gackerlsackerl-Spender ist leer? Die eine Straßenlaterne leuchtet zu hell und die andere gar nicht? Eine Fahrradleiche blockiert den Radständer? Schon wieder ein E-Scooter am Gehsteig? Ein wackeliger Kanaldeckel? Ein zu tief hängendes Verkehrsschild? Bereits 50.000-mal wurde die 2017 eingerichtete Bürger-Service-App *Sag's Wien* heruntergeladen. Wozu es früher Überwindung und Zeit brauchte, reichen jetzt ein paar Klicks, um Meldungen über Unzulänglichkeiten im öffentlichen Raum unkompliziert an die Stadtverwaltung zu senden. Diese antwortet rasch und informiert laufend mittels Push-Benachrichtigung über den Status der Bearbeitung. Auch das trägt dazu bei, dass sich die Menschen in ihren Anliegen ernstgenommen fühlen und spüren, dass die Verwaltung rasch reagiert.

Das Raunzen gehört angeblich zum guten Ton. Trotzdem leben 90 Prozent der Wienerinnen und Wiener recht zufrieden in ihrer Stadt, die Älteren übrigens am allerliebsten. Vielleicht hat das auch damit zu tun, dass es ausreichend Gelegenheiten gibt, seinen Grant loszuwerden – für die Digitalaffinen die App, für die anderen das mobile Beschwerdeklo, wo man sein Geraunze auf Tonband hinterlassen kann. Seelenhygiene auf Wienerisch.

Gut tut es der Wiener Seele auch, seit Jahren die Schlagzeilen über die lebenswerteste Stadt der Welt zu lesen. In den zahlreichen internationalen Städte-Rankings belegt Wien durchwegs Spitzenpositionen. Zum zehnten Mal in Folge bewerte die Beratungsfirma Mercer unter insgesamt 231 Großstädten Wien 2019 als lebenswerteste Stadt. Bewertet werden beim *Quality of Living Survey* harte Fakten. Zu den untersuchten 39 Kriterien zählen politische, soziale, wirtschaftliche sowie Umweltfaktoren, die von unabhängigen Instituten und Behörden erhoben werden.

Zu zwei Prozent fließt die Meinung von Expatriates – Menschen, die zum Arbeiten nach Wien kommen – und damit also auch der subjektive Blick von außen ein. Für die hervorragende öffentliche Daseinsvorsorge in Wien, für den Wohnungsmarkt, für die Verfügbarkeit von Konsumgütern, für die niedrige Kriminalität und für die politische Stabilität erhält Wien höchste Punktezahlen, während Klima und Straßenverkehr mittelmäßig abschneiden. Auch bei der Luftverschmutzung sieht die Studie Verbesserungsbedarf. All das sind Faktoren, die nicht nur für temporär in Wien lebende Managerinnen und Manager relevant sind, sondern auch für die Gesamtbevölkerung. Die Kritik, dass der Wiener Flughafen nur wenige internationale Direktverbindungen bietet, wird die Durchschnittsbevölkerung im Alltag weniger tangieren.

EIN INDEX FÜR 1,9 MILLIONEN WIENER GEHIRNE

In der Mercer-Studie folgt Zürich auf dem zweiten Platz. München, Auckland und Vancouver belegen gemeinsam Platz 3. Die Reihe der Ranglisten der besten Städte ist lang und deren Bewertungsraster und Schwerpunkte unterschiedlich. Bemerkenswert ist es daher durchaus, dass Wien auch in anderen repräsentativen Studien an die Spitze gesetzt wurde. Beispielsweise beim *Global Liveability Index* der renommierten Zeitschrift *The Economist*, bei dem Wien 2019 zum zweiten Mal vor Melbourne und Sydney an der Spitze von insgesamt 140 untersuchten Städten stand.

Den ersten Platz vor London im *Smart City Index 2019*, für den Roland Berger weltweit die Smart-City-Konzepte von 153 Städten unter die Lupe nahm, verdankt Wien seiner Umsetzungskompetenz. Denn Wien kann nicht nur mit vernetzten Lösungen für Mobilität und Umwelt, mit einem fortschrittlichen E-Health-Ansatz und mit offenen Verwaltungsdaten aufwarten, sondern hat auch eine standardisierte Fortschrittskontrolle für alle Smart-City-Projekte eingeführt. Die Smart City Agency bündelt technische Kompetenzen und koordiniert zudem die verschiedenen Interessen.

Eine dichte Datenlage ist eine gute Grundlage für die Stadtplanung und verhindert, dass die Entwicklung der Lebensqualität von zu vielen unplanbaren Zufälligkeiten abhängt. Datentransparenz trägt dazu bei, das kollektive Know-how zu erhöhen und möglichst viele der 1,8 Millionen Wiener Gehirne zu nutzen. Zahlen, Daten, Fakten und ihre sinnvolle Anwendung helfen, die Lebensqualität auf hohem Niveau zu halten und weiter zu steigern. Wer weiß: Vielleicht lässt das Wiener Bruttokommunalglück irgendwann alle Raunzerzonen obsolet werden?

Raunz nicht, sei bruttoglücklich!

Regelmäßig landet Wien in den Ranglisten der lebenswertesten Städte der Welt ganz oben. Die Stadtplanung verlässt sich aber nicht nur auf die Bewertungen von außen, sondern koordiniert selbst seit einem Vierteljahrhundert umfassende Studien zur Lebensqualität der Wiener Bevölkerung.

Franziska Leeb

Gielge: Ja, in jeder neuen Befragungswelle werden neue Aspekte erhoben. Zuletzt waren dies die Lebensstil-Typologie sowie die Nutzung digitaler Angebote. Letzteres wird in den kommenden Jahren mit Sicherheit weiterhin zunehmen.

Ein persönliches Lieblingsindiz für Lebensqualität?
Gielge: Die Werbekampagnen der MA 48 mit ihren witzigen Müll-Sujets und die augenzwinkernde Werbung der Wiener Linien in den letzten Jahren regen mich zum Schmunzeln an. Solche Freiheiten und Frechheiten sind ein Zeichen für Offenheit und Toleranz, und auch das ist für mich ein wesentlicher Bestandteil der Lebensqualität. Rücksicht ist wichtig, keine Frage, aber ob eine restriktive Kultur mit Essensverboten in U-Bahnen und Alkoholverboten auf öffentlichen Plätzen der Lebensqualität förderlich ist, erscheint mir nicht eindeutig.

Wenn nicht Wien, was dann?
Gielge: Ich kenne etliche Städte ganz gut. Ich kann mir daher durchaus vorstellen, in einer anderen Stadt zu leben – aber nicht, weil es anderswo besser wäre. Die Lebensqualität in Wien ist tatsächlich schwer zu überbieten.

„Die Lebensqualität in Wien ist tatsächlich schwer zu überbieten."

Johannes Gielge,
geboren 1956 in Bad Aussee, studierte in Wien, Graz, Paris und Zürich Pädagogik, Philosophie, Soziologie, Raumplanung und Bautechnik. Seit 1984 war er zunächst in der Bauindustrie und in Planungsbüros tätig, u. a. in Oslo und Bern. Seit 1991 ist er Mitarbeiter der Wiener Stadtentwicklung und Stadtplanung, seit 2003 Leiter des Referats Stadtforschung und in dieser Funktion für die *Wiener Lebensqualitätsstudien* 2003, 2008, 2013 und 2018 verantwortlich.

Wojciech Czaja
im Gespräch mit
Johannes Gielge

„Lebensqualität ist ein Amalgam aus vielen verschiedenen Faktoren“

Was ist Lebensqualität? Und wie misst man sie? Ein objektiv zufriedenstellendes und subjektiv beglückendes Gespräch mit dem Wiener Soziologen und Stadtforscher Johannes Gielge.

Woran denken Sie persönlich beim Thema Lebensqualität?
Gielge: Lebensqualität bedeutet für mich, mir keine Sorgen machen zu müssen. Doch genau das ist derzeit eine große Herausforderung, denn aktuelle Entwicklungen und Geschehnisse wie der Klimawandel, wie die globalpolitischen Spannungen oder die gesellschaftliche Ungleichheit in Frankreich, wo die Gelbwesten auf die Straßen gehen, geben einem etliche Gründe zur Sorge. Wobei ich dazu sagen muss: Die Sorge hat auch eine wichtige Funktion im Leben.

Welche denn?
Gielge: Vorsicht, Vorsorge, produktives Gegensteuern.

Und was versteht man in der Forschung als Lebensqualität?
Gielge: In der Soziologie verstehen wir darunter sowohl messbare Formen von Lebensstandard – dazu zählen materieller Wohlstand, Bildung, Gesundheit – als auch immaterielle Aspekte wie sozialen Status, Erfüllung des Berufs, Selbstverwirklichung, Zugang zu Freizeit- und Naturerlebnissen und so weiter. Die tatsächliche Lebensqualität jedoch ist immer ein Amalgam aus objektiven, messbaren Daten einerseits und subjektiven, kaum messbaren Faktoren andererseits.

Welche Aspekte sind denn besonders wichtig? Gibt es eine Priorisierung?
Gielge: Für uns sind natürlich jene Aspekte wichtig, auf die die Stadtverwaltung einen Einfluss haben kann. Das beinhaltet die Frage der Daseinsvorsorge, die Wohnzufriedenheit und eine gute Versorgung mit Bildungs- und Gesundheitseinrichtungen. Eine große Rolle spielen außerdem das Mobilitätsangebot, die Infrastruktur des täglichen Lebens sowie die Arbeitssituation. Für diese ist auch die Wettbewerbsfähigkeit der Wiener Wirtschaft ein nicht unwesentlicher Faktor – auch wenn das der einzelne Mensch nicht direkt wahrnehmen kann.

Das bringt mich zur nächsten Frage: International belegt Wien seit einigen Jahren Platz 1 in der Mercer-Studie, die in erster Linie die Bedürfnisse der sogenannten Expatriots abbildet. In welchen Punkten unterscheidet sich die Lebensqualität eines Expats von jener eines Wieners, einer Wienerin?
Gielge: Der hauptsächliche Unterschied besteht darin, dass Expats eine sehr kleine, selektive Untergruppe mit ganz besonderen Merkmalen sind. Und diese Gruppe entspricht bei Weitem nicht dem Durchschnitt der Wiener Bevölkerung. So gesehen ist die Mercer-Studie wenig repräsentativ für die Lebensqualität der Wienerinnen und Wiener. Trotzdem würde ich sagen: Wenn die Lebensqualität für die einen so außerordentlich hoch ist, dann wird sie für die anderen ebenfalls vergleichbar überdurchschnittlich sein.

Wie misst man Lebensqualität und Lebenszufriedenheit?
Gielge: Es gibt keinen objektiven Maßstab und somit auch keine absolut messbare Größe. Es gibt nur die relative Größe – den Vergleich. ›

„Lebensqualität bedeutet für mich, mir keine Sorgen machen zu müssen."

Das heißt?
Gielge: Aufschlussreich für die Lebensqualität eines Ortes ist der Vergleich zwischen Zeitpunkten, zwischen Stadtteilen und zwischen Bevölkerungsgruppen.

Sehr oft wird Lebensqualität mit positiven Aspekten wie etwa Grünraum, Infrastruktur und Freizeitangebot in Verbindung gebracht. Welche Rolle spielen denn negativ konnotierte Begriffe wie etwa Armut, Krankheit, Behinderung, Arbeitslosigkeit und Pflege im hohen Alter?
Gielge: Das sind wichtige Faktoren! Die persönlichen Lebensumstände beeinflussen als Hintergrundfaktoren auch die subjektive Zufriedenheit mit diversen städtischen Angeboten. Deshalb werden sie selbstverständlich miterhoben. In sogenannten multivariaten Analysen können wir zwischen verschiedenen Teilzufriedenheiten Querbezüge herstellen und aufzeigen.

Im Rahmen der sozialwissenschaftlichen Lebensqualitätsstudien führen Sie regelmäßig Befragungen in der Wiener Bevölkerung durch. Wie kann man sich das konkret vorstellen?
Gielge: Gute Frage, schwierige Antwort! Früher haben wir uns noch leichter getan, denn es gab Telefonbücher und Festnetzanschlüsse. Da konnten wir mit Cold-Calls und Zufallsnummern arbeiten. Das geht heute nicht mehr, weil wir nicht wissen, ob die Person, die wir kontaktieren, in Wien lebt oder nicht. Außerdem sind Jugendliche sowie Menschen mit Migrationshintergrund oder niedrigem Ausbildungsstand selten bereit, ein Telefoninterview zu geben. Um eine repräsentative Auswahl von ihnen zu erreichen, bieten wir nun auch Online-Befragungen an.

Wie hoch ist die Anzahl der Befragten?
Gielge: In der Regel befragen wir mindestens 8.000 Menschen aus unterschiedlichen Wohngegenden und Lebenshintergründen. Wir führen auch fremdsprachige Interviews auf Serbokroatisch und Türkisch. Bei der letzten Befragung haben wir insgesamt 8.450 Menschen erreicht.

Im Werkstattbericht 157 haben Sie die Lebensqualität in insgesamt 91 Wiener Bezirksteilen gemessen. Welche sozialen, politischen und geografischen Tendenzen lassen sich dabei feststellen?
Gielge: Auffallend ist erstens, dass in einem Drittel aller 91 Bezirksteile die Zufriedenheit mit dem Wohngebiet zwischen 2008 und 2013 deutlich zugenommen hat und die Verbesserung insgesamt ziemlich viele Bezirke umfasst – darunter auch solche mit relativ niedrigem Ausgangswert. Leichte Verschlechterungen gab es nur in jenen fünf Untersuchungsgebieten, wo die Zufriedenheit bislang ohnedies überdurchschnittlich hoch war. Die Differenzen zwischen den am besten und den am schlechtesten bewerteten Gebieten nehmen also ab, was grundsätzlich ein gutes Zeichen ist.

Worauf führen Sie das gute Resultat zurück?
Gielge: Seit der Lebensqualitätsstudie 2003 ist Wien um rund 300.000 Einwohner gewachsen. All diese Leute zu versorgen – mit zusätzlichen Wohnungen, Schulen, Mobilitäts- und Freizeitangeboten –, erfordert große Anstrengungen und Investitionen. Ich kann daraus schließen, dass diese Aufgabe gut gelungen ist.

Eine häufig gehörte Befürchtung im Kontext von Aufwertung von Quartieren und steigender Lebensqualität lautet Gentrification. Welche Rolle spielt die Gentrifizierung in Wien?
Gielge: Die Sanierung der Gründerzeithäuser führt natürlich zu einer Aufwertung, die ja erwünscht ist, doch das würde ich noch nicht als Gentrifizierung bezeichnen. Entscheidend ist, dass die Aufwertung in Wien ziemlich flächendeckend erfolgt ist und nicht nur einzelne Gebiete betrifft, wie wir anhand der

Bezirksteile gesehen haben. Die Disparitäten wurden also eher abgebaut als verschärft. Ein Instrument, dies zu erreichen, ist die baulich und sozial treffsichere Förderung von Sanierungen und Aufwertungsmaßnahmen im öffentlichen Raum.

Sie haben vorhin die relative Größe – den Vergleich – angesprochen. Wird in den Lebensqualitätsstudien Wien auch mit anderen Städten verglichen?
Gielge: Es gibt den sogenannten Urban Audit der EU, bei dem 2015 in Wien und weiteren 78 europäischen Städten dieselben Fragen gestellt wurden. Bei den meisten nimmt Wien einen Spitzenplatz ein. Es ist aber fast unmöglich, bei allen Fragen gut abzuschneiden. Zwei Fragen, die fast immer zu sehr unterschiedlichen Antworten führen, lauten: Ist es einfach, in dieser Stadt einen Job zu finden? Und ist es einfach, eine gute Wohnung zu einem vernünftigen Preis zu finden?

Welche Städte führen die Statistik an?
Gielge: München und Athen liegen an den beiden Enden der Skala. In München geben 76 Prozent der Befragten an, dass man leicht einen guten Job finden kann, aber nur drei Prozent tun sich bei der Wohnungssuche leicht. In Athen ist es umgekehrt: Nur elf Prozent finden leicht einen guten Job, während 67 Prozent leicht zu einer guten, leistbaren Wohnung kommen. In Rom und Lissabon ist übrigens beides schwierig. Interessant jedoch ist, dass es keine einzige Stadt gibt, in der man sowohl bei der Wohnung als auch beim Job leicht fündig wird.

Wo liegt Wien?
Gielge: In der goldenen Mitte: 52 Prozent finden leicht einen Job, 20 Prozent leicht eine Wohnung.

Gibt es Aspekte der Lebensqualität, die sich im Laufe der Zeit verändern? ›

Eine grüne Liebeserklärung

Immer mehr Städte auf der Welt versuchen, stadtplanerische Fehler der Vergangenheit wiedergutzumachen und mehr Grün in die Stadt zu holen. Doch warum braucht es Grünräume in einer Stadt wie Wien überhaupt? Eine kurze Liebeserklärung.

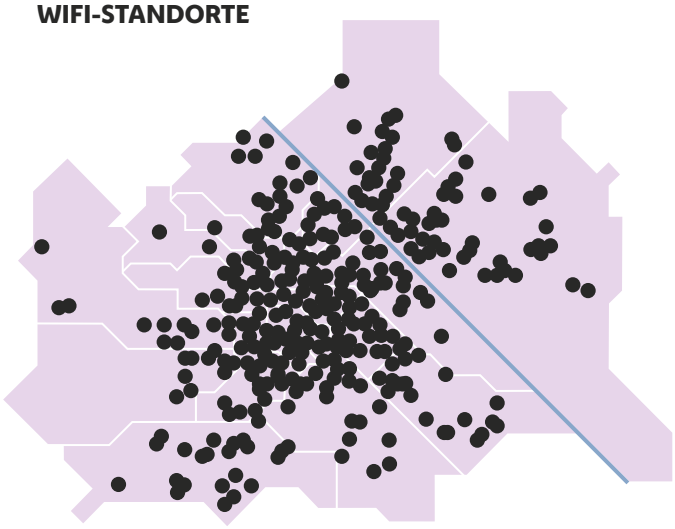
Es ist die Vielfalt an Landschaften am Stadtrand mit ihren Weingärten, Wäldern, Wiesen und Feldern, deren Reiz Menschen anlockt, ihre Freizeit hier zu verbringen. Landschaften, die Ort der Produktion sind, Lebensraum für Pflanzen und Tiere – und kein administratives Korsett kennen. Es sind die zahlreichen kleineren und größeren Parks, die als öffentlich nutzbarer Raum und Gegenantwort auf die Anonymität in der Stadt eine erste Sozialisierung ermöglichen und ein Kennenlernen auch im hohen Alter erlauben. Es ist der Schutz bestehender und die Schaffung neuer Grünräume für die Allgemeinheit, die eine Stadt der Zukunft lebenswert machen und helfen, Fehler in Zukunft nicht korrigieren zu müssen.

Christina Stockinger, geboren 1976, studierte Landschaftsplanung und -pflege auf der Universität für Bodenkultur in Wien und arbeitet seit 2013 für die MA 18, zuständig für Grün- und Freiraumplanung.

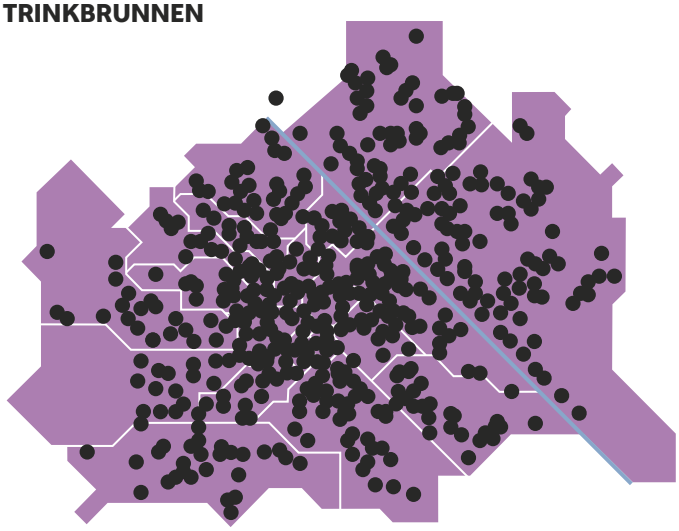
Stadtplanung kann hier einen wesentlichen Beitrag zur Zukunftshoffnung (Gegenteil von Angst) leisten sowie die Bürgerschaft stärken. Der öffentliche Raum kann und muss hier als Schaufenster für eine vorbildliche demokratische und offene Gesellschaft dienen.

Udo Häberlin,
studierte Stadt- und Raumplanung und arbeitet bei der MA 18 im Bereich öffentlicher Raum und soziale Prozesse. Zahlreiche Publikationen zur städtischen Sicherheit und zur Aneignung des öffentlichen Raums.

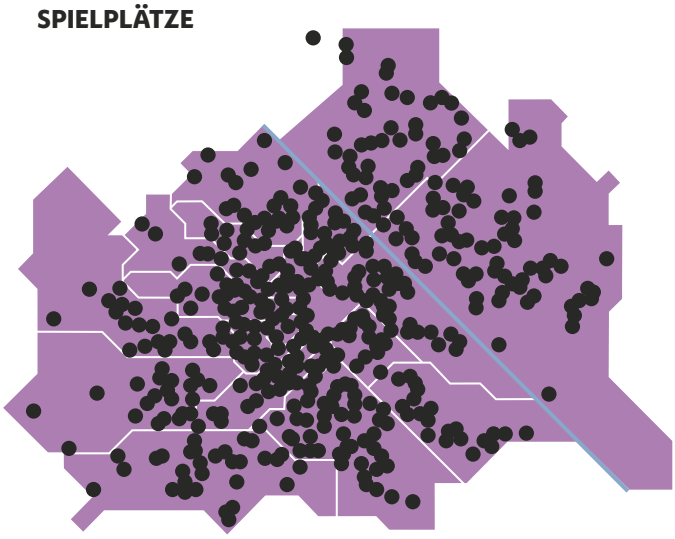
WIFI-STANDORTE



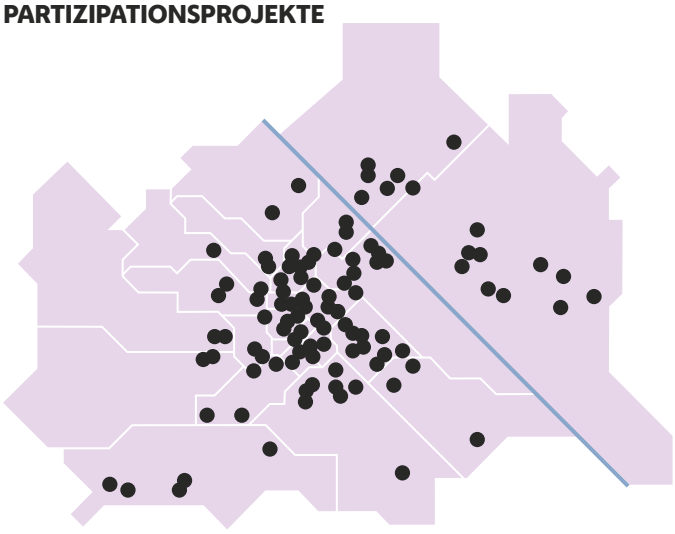
TRINKBRUNNEN



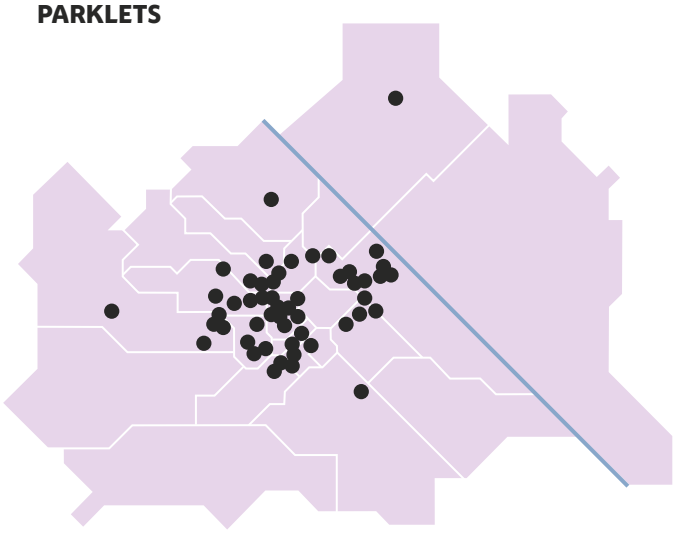
SPIELPLÄTZE



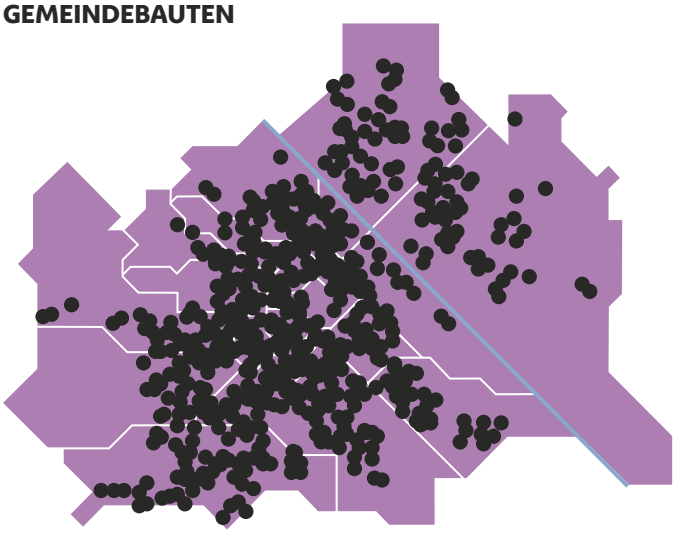
PARTIZIPATIONSPROJEKTE



PARKLETS



GEMEINDEBAUTEN



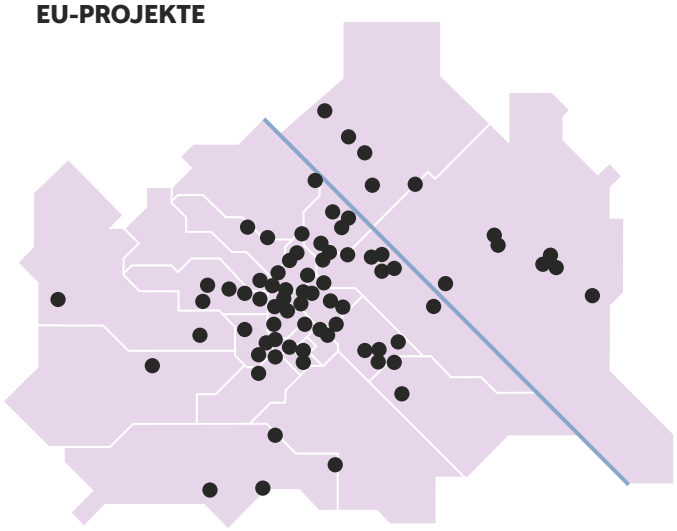
Stadtentwicklungs-zukunftshoffnung? Aber sicher!

Wien ist nicht nur eine besonders lebenswerte, sondern auch auf Platz 6 der sichersten Städte weltweit. Das bestätigt uns auch der Fremdblick (Image). Dennoch gibt es in der Identität (Innenblick) gewisse Komplexe und Verunsicherungen. Diese Unsicherheitsgefühle, so scheint es, können ähnliche gesellschaftliche und politische Reaktionen hervorrufen wie in von Terror geplagten Städten. Man denke nur an Verhaltensrestriktionen, Verbotszonen, Anti-Terrorpoller und diverse Überwachungstechnologien. Ein weiteres Paradoxon ist, dass die Privatsphäre meist gefährlicher und gefährdeter ist als der öffentliche Raum. Medien, Politik und Gesellschaft behandeln diese Fakten oft umgekehrt.

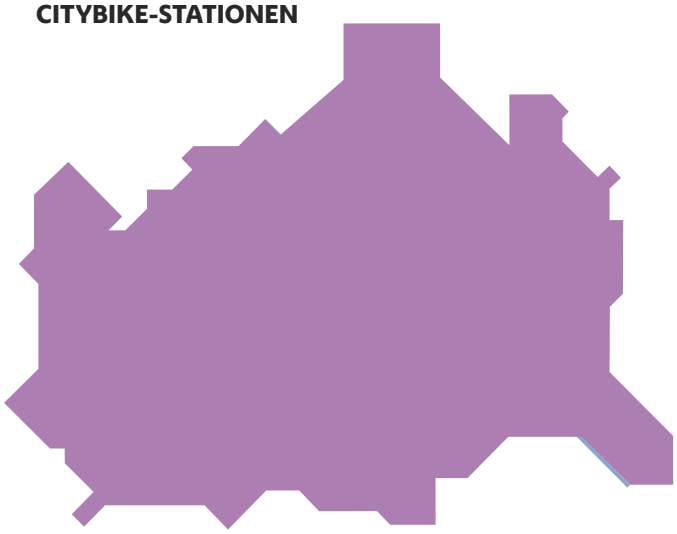
Vielleicht ist genau das ein Grund für die subjektive Unsicherheit, die im aktuellen Boom („Zweite Gründerzeit") oft zu spüren ist. Wem Sicherheit unter den Nägeln brennt, der möge sich Wiens Geschichte vor Augen führen: 634 Jahre Kaiserresidenz, aber auch 100 Jahre „Rotes Wien" waren Zeiten, in denen die soziale Sicherheit als Herzstück von Politik und Verwaltung gesellschaftliche (und auch nationale) Sicherheit stärkte und somit überaus friedensstiftend war. Bei heutigen smarten Ideologien hingegen kann ich nicht mit Sicherheit sagen, ob sie eine nachhaltige, resiliente Wirkung haben.

Wien in Zahlen

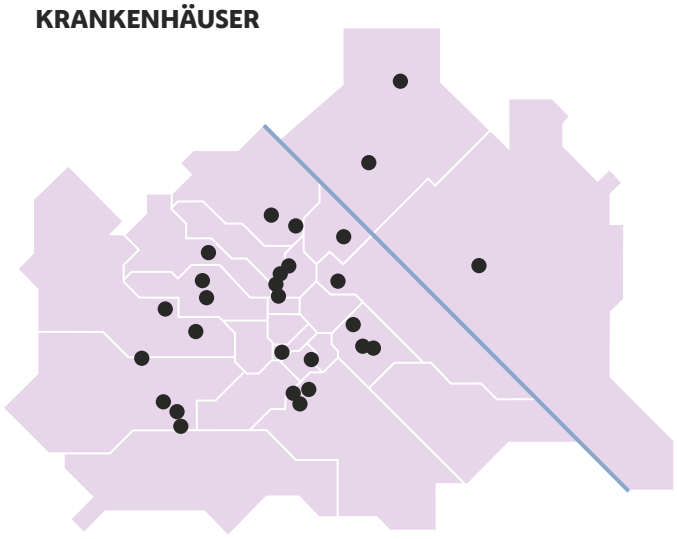
EU-PROJEKTE



CITYBIKE-STATIONEN



KRANKENHÄUSER



„Ich lebe in London, also in einer sehr teuren, aber dafür weltoffenen Stadt, die imstande ist, vielen Menschen eine Lebensnische zu bieten", sagte einmal der britisch-amerikanische Soziologe Richard Sennett in einem Interview mit dem *Standard*. „Was ich allerdings nicht verstehen kann, ist die Tatsache, dass es in ganz London exakt zwei Krankenhäuser gibt, die in der Lage sind, Knochenerkrankungen zu behandeln. Zwei Krankenhäuser für zehn Millionen Menschen! Alte und gebrechliche Personen müssen regelmäßig ein bis zwei Stunden im Bus sitzen, um ins Spital zu fahren. Das sind riesige Boundaries. Eine Architektur der Gerechtigkeit sieht anders aus."

Sennett ist Professor an der New York University und der London School of Economics and Political Science. Sein vor zwei Jahren erschienenes Buch *Building and Dwelling: Ethics for the City* ist eine Inspiration, um über urbane Lebensqualität ein bisschen anders nachzudenken, als man das womöglich bisher getan hat – beispielsweise anhand von statistischen Zahlen und räumlichen Verteilungen in der Stadt. Ein Überblick über Wiener Krankenhäuser, Wiener Trinkbrunnen, Wiener Spielplätze und vieles mehr.

Quelle: wien.gv.at/stadtplan

Bernhard Görg,
geboren 1942 in Horn, studierte Latein, Geschichte und Rechtswissenschaften. Von 1968 bis 1986 arbeitete er bei IBM in Wien und Paris, die überwiegende Zeit davon als Personaldirektor. Von 1986 bis 1991 war er Geschäftsführer der Neumann-Beratungsgruppe in Wien. 1991 kandidierte er als ÖVP-Bundesparteiobmann gegen Erhard Busek, unterlag ihm jedoch. Von 1992 bis 2002 war er Landesparteiobmann der Wiener Volkspartei – von 1996 bis 2001 zudem amtsführender Stadtrat für Planung und Zukunft und zugleich Vizebürgermeister von Wien. Nach dem Ausscheiden aus der Politik verfasste er Theaterstücke und Kriminalromane, darunter etwa *Schlitzohren, Wendehälse und kalte Fische, Liebe Grüße aus der Wachau, Das ewige Gelübde* und *Dürnsteiner Würfelspiel*. Zuletzt erschien *Dürnsteiner Puppentanz*.

Görg: Stadtplanung war früher deutlich planbasierter und auch planzentrierter. Heute denken wir Stadtplanung offener, prozesshafter und vor allem partizipativer. Abgesehen davon denken und agieren wir heute bewusster und weitaus sensibler, was etwaige soziale oder ökologische Konsequenzen betrifft. Die Einstellung zum Auto und zum motorisierten Individualverkehr im städtischen Raum – um nur ein Beispiel zu nennen – hat sich komplett verändert.

In den letzten Jahren gab es in der Stadtplanung viele Aufreger: Heumarkt, Mariahilfer Straße, Umgang mit dem Unesco-Weltkulturerbe. Ist die Bevölkerung kritischer geworden?
Görg: Sie ist emanzipierter geworden. Und in einer emanzipierten Gesellschaft sind Aufreger unvermeidbar. Irgendwer regt sich immer auf, und das ist auch gut so. Ich finde sogar, dass Aufreger sehr konstruktiv sind, weil sie die Bevölkerung provozieren und auf diese Weise zur Mitsprache und Beteiligung bewegen.

Nach dem Ausscheiden aus der Politik haben Sie einen gänzlich neuen Weg eingeschlagen und haben sich der Literatur gewidmet. Heute schreiben Sie Theaterstücke und Kriminalromane, die in ihren Titeln die Begriffe „Schlitzohr", „Wendehals" und „Würfelspiel" tragen. Was soll uns das sagen?
Görg: Vielleicht, dass man politischen und jeden anderen Erfolg immer auch einer gewissen Schlitzohrigkeit und Wendehälsigkeit verdankt. Und bisweilen ist Politik auch ein gewisses Gambling.

Sind Ihre Kriminalromane Psychohygiene? Sind sie ein Ventil?
Görg: So habe ich es noch nie gesehen, aber das heißt nicht, dass es falsch sein muss. Die große politische Karriere ist mir ja verwehrt geblieben. Wer weiß, vielleicht sind die Bücher und Theaterstücke auch eine Entschuldigung, eine Rechenschaft vor mir selbst, weil mir genau diese Qualitäten wie etwa Schlitzohrigkeit und Wendehälsigkeit gefehlt haben. Zumindest rede ich mir das ein.

Von Ihren Lesern wurden Sie gebeten, nicht immer so nobel und zurückzuhaltend zu schreiben, sondern mehr Einblick in die Abgründe der Politik zu gewähren. Ist Ihnen das mit Ihrem letzten Roman „Dürnsteiner Puppentanz" gelungen?
Görg: Ja. Im *Dürnsteiner Puppentanz* habe ich aufgezeigt, wie gewisse Aspekte in der Politik funktionieren. Man kann dieses Funktionieren gutheißen oder auch nicht, aber wenn man das nicht akzeptieren und mit seinem Wertesystem nicht vertreten kann, dann ist man in der Politik ohnehin am falschen Platz.

Am Ende war's der Butler, der Gärtner, der Politiker?
Görg: Ich kenne zum Glück keinen Politiker, der jemals in diese Abgründe abgerutscht worden wäre.

Wovon wird Ihr nächstes Buch handeln?
Görg: Das verrate ich nicht. Jetzt, da ich Nichtpolitiker bin, nehme ich mir die Freiheit, diese Frage nicht zu beantworten.

Wojciech Czaja
im Gespräch mit
Bernhard Görg

„Irgendwer regt sich immer auf, und das ist auch gut so“

Wie misst man städtische Zufriedenheit? Welchen Anteil daran trägt die emanzipierte Partizipationsgesellschaft? Und welche Werkzeuge hat die Stadtplanung, um die urbane Lebensqualität mitzugestalten? Der ehemalige Planungsstadtrat Bernhard Görg über Stufen, Schlitzohren und die viel zu lauten Schafberg-Glocken.

Wie zufrieden sind Sie mit Ihrem Leben?
Görg: Zufriedenheit war für mich nie eine erstrebenswerte Kategorie. Ich habe nie danach getrachtet, zufrieden zu sein, denn das hätte bedeutet, einen Zustand erreicht zu haben, in dem ich verweilen möchte. Ich halte es lieber mit den *Stufen* von Hermann Hesse und denke schon an die dritte Stufe, sobald ich die zweite erreicht habe.

Dann frage ich Sie anders: Sind Sie glücklich?
Görg: Ja, ich war und bin mit meinem Leben ziemlich glücklich. Glück ist eine durchaus erstrebenswerte Kategorie! Und ich muss zugeben: Ich hatte in meinem Leben viel Glück, sehr viel Glück sogar – wenngleich ich nicht alles erreicht habe, was ich mir auf den unteren Stufen so vorgenommen hatte.

Was haben Sie denn nicht erreicht?
Görg: Meine politische Karriere – um nur ein Beispiel zu nennen – ist sicherlich nicht so gelungen, wie ich mir das gewünscht hätte. Man kann nicht alles haben.

Was sind denn Kriterien für Glück und Zufriedenheit in einer Stadt?
Görg: Ich unterscheide zwischen objektiven und subjektiven Faktoren. Zur subjektiven Lebensqualität gehören beispielsweise Wohnung, Einkommen, Gesundheit, familiäre Situation und soziale Bindungen. Diese Qualität kann man als Politiker nicht wirklich beeinflussen. Und dann gibt es die objektive Lebensqualität, zu der ich Wohnungsangebot, Leistbarkeit, Arbeitsplätze, Verkehrsinfrastruktur, Grün- und Freiraumqualität, medizinische Versorgung, Bildungsangebot und die kulturelle Vielfalt einer Stadt dazuzählen würde. All diese Faktoren kann die Politik bis zu einem gewissen Grad mitgestalten.

Im Mercer-Ranking belegt Wien schon seit vielen Jahren den Platz 1. Wie repräsentativ sind denn die Mercer-Kriterien, um die Lebensbedingungen einer Stadt zu messen?
Görg: Das hängt immer davon ab, ob Sie in der Regierung oder in der Opposition sind.

Suchen Sie sich eine Position aus!
Görg: Ich nehme gerne die neutrale Mitte ein, obwohl mein Herz in Wien derzeit gezwungenermaßen in der Opposition schlägt. Wie wir ja wissen, orientiert sich die Mercer-Bewertung vor allem am Potenzial und an der Alltagsqualität eines Standortes für Expats und Arbeitstätige. Das deckt sich nicht unbedingt zu 100 Prozent mit den Kriterien für Wienerinnen und Wiener. Dennoch darf man Fug und Recht sagen, dass Wien eine extrem hohe Lebensqualität hat und dass die Bewohnerinnen und Bewohner mit dieser Stadt überdurchschnittlich zufrieden sind. ›

„Glück ist eine durchaus erstrebenswerte Kategorie!“

Sie haben die politische Planbarkeit von Lebenszufriedenheit angesprochen. Welchen Stellenwert in der Lebensqualität einer Stadt nimmt denn das zivile Engagement ein?

Görg: Einen sehr großen! Ich kann mich erinnern, dass Bürgermeister Helmut Zilk, als er in der Stadt spazieren war und irgendwo einen überfüllten oder umgekippten Mistkübel gesehen hat, sofort in die nächste Trafik gegangen ist und die MA 48 angerufen hat: „Ihr kommt's jetzt sofort her und räumt's den Colonia-Kübel auf!" Das ist in gewisser Weise ziviles Engagement, denn als Politik kann man so eine Situation nicht bezeichnen. Aber ja, solche Impulse sind extrem wichtig. Auch wenn nur die wenigsten Menschen Bürgermeister sind, so können doch wir alle die Stadt mitgestalten. Am Land äußert sich dieses Zivilengagement in Vereinen, Blasmusikkapellen und in der Freiwilligen Feuerwehr. In der Stadt müssen dafür andere Formate gefunden werden.

Und zwar?

Görg: Das Städtische muss in kleinere Portionen aufgeteilt werden – in Gebietsbetreuungen, Grätzelinitiativen und Straßenfestln. Zu meiner Amtszeit als Planungsstadtrat wurden diese zivilen, individuellen Aktivitäten auf Quartiersebene meiner Einschätzung nach zu wenig gefördert, aber in den letzten Jahren beobachte ich hier eine deutliche Zunahme von Impulsen und Initiativen.

Können Sie uns ein Beispiel aus Ihrem Blickwinkel als Hernalser nennen?

Görg: Oh ja! Da gibt es die Kirche am Schafberg, die ein fast mikroskopisches Mini-Dasein fristet. Der Dornbacher Pfarrer hat sich sehr darum bemüht, in dieser Schafbergkirche eine kleine Gemeinde aufzubauen, was ihm allerdings nicht gelungen ist. Nachdem die Schafberg-Glocken aber einen so wunderschönen Klang haben, hatte er

schließlich die Idee, diese Glocken in die Dornbacher Kirche – ein Clemens-Holzmeister-Bau, wohlgemerkt – zu transferieren. Sie können sich nicht vorstellen, was für einen Mordsaufschrei das gegeben hat! „Wie können die nur! Eine Frechheit ist das!" Die Menschen waren regelrecht brüskiert. Das nenne ich Zivilengagement – obwohl es freilich lohnendere Themen gegeben hätte.

Wie ging die Geschichte aus?
Görg: Der Pfarrer hat sich durchgesetzt und hat die Glocken aus der Schafbergkirche in die Dornbacher Kirche bringen lassen. Besonders lustig wird die Anekdote dadurch, dass die Schafberg-Glocken so laut sind, dass sie für die Dornbacher Bevölkerung nun gedämpft werden mussten.

Von 1996 bis 2001 waren Sie amtsführender Stadtrat für Planung und Zukunft. Kann man Zukunft denn überhaupt planen?
Görg: Ja, Zukunft kann man planen – allerdings mit dem Wissen, dass man mit der Planung und Prognose manchmal komplett danebenliegt. Zu meiner Zeit bei IBM haben wir jahrelang vorhergesagt, dass der Personal-Computer, der sogenannte PC, niemals ein Geschäft werden wird! Auch in der Politik wird die Zukunft manchmal völlig falsch geplant, denn manche Entwicklungen und Ereignisse kann man nun wirklich unmöglich vorhersagen …

Aber?
Görg: Aber, wenn die Zukunftsplanung halbwegs gut ist, dann stellt sie sich in weit über 50 Prozent als richtig und wahr heraus. Immerhin! Außerdem darf man nicht vergessen, dass Zukunftsplanung nicht zuletzt auch eine wertvolle Zukunftsvorbereitung ist. Aber ich gebe zu bedenken: Stadtplanung ohne Fehler gibt es nicht. Stadtplanung bedeutet immer auch, die Narben und Fehlentscheidungen der Vergangenheit zu korrigieren.

In welchem Punkt ist Ihnen als Planungs- und Zukunftsstadtrat die Vorhersage der Zukunft besonders gut gelungen?
Görg: Mein größter und wichtigster Beitrag als Planungsstadtrat war objektiv betrachtet sicherlich die Umplanung des U-Bahn-Ausbaus. Als ich das Ressort übernommen habe, war erst kurz davor zwischen Bund und Gemeinde die Erweiterung der U1 nach Rothneusiedl und der U6 nach Stammersdorf beschlossen worden. Das war das berühmte 30-Milliarden-Schilling-Paket. Ich hatte dabei aber kein gutes Gefühl: In Stammersdorf leben bis heute verhältnismäßig wenig Menschen, in Rothneusiedl damals nahezu gar keine. Zudem hatte die riesige Donaustadt im Osten keine U-Bahn-Anbindung. Und so habe ich nach zwei Wochen im Amt zum Planungsdirektor Arnold Klotz und zur nunmehrigen Baudirektorin Brigitte Jilka, damals Leiterin der MA 18, gesagt: „Liebe Leute, das müssen wir dringend umplanen!" Im Rückblick betrachtet war das eine sehr gute Vorwegnahme der Zukunft.

Mit welchem Gefühl blicken Sie heute auf die U2 bis zur Seestadt Aspern? Sind Sie stolz?
Görg: Nein. Stolz ist die falsche Dimension. Ich denke, wir haben mit dem U2-Ausbau in den Nordosten den absolut richtigen Pflock eingeschlagen.

Im Gegenzug: Welcher Pflock ist Ihnen weniger gut gelungen?
Görg: Ich hätte mir gewünscht, unterschiedliche Planungsressorts wie etwa Wohnbau, Verkehr oder Stadtplanung zusammenzulegen und einen übergreifenden Strategieplan für die Zukunft zu entwickeln. Das ist leider nicht passiert. Da habe ich gegen Windmühlen gekämpft.

Das Verständnis von Stadtplanung hat sich seit Ihrer Amtszeit grundlegend verändert und ist heute weitaus umfassender und interdisziplinärer. Worin konkret sehen Sie denn die Unterschiede zwischen gestern und heute? ›

„Ich denke, wir haben mit dem U2-Ausbau in den Nordosten den absolut richtigen Pflock eingeschlagen."

„Ich bin in Klosterneuburg aufgewachsen. Als ich jung war, habe ich mich am Abend oft in die Wiese gelegt und zu den Sternen hochgeschaut. Dieses Nachdenken, dieses Sinnieren, dieses Reflektieren über das Leben ist auch hier möglich. Ich kann gut abschalten, die vielen Kräne stören mich eigentlich überhaupt nicht. Auf einer Skala von 0 bis 10 würde ich der Seestadt derzeit 7,5 Punkte geben. Mit der Zeit werden es noch mehr Punkte werden."

Rhonda D'Vine (46), Systemadministratorin,
wohnt im Que[e]rbau in der Seestadt

„Wir arbeiten beide außerhalb – in der Innenstadt und Korneuburg. Und sobald wir heimkommen, fühlen wir uns wie im Urlaub, wie in einem All-inclusive-Club in Tunesien oder in der Türkei. Im Sommer ziehen wir uns in der Wohnung die Badeklamotten an und marschieren über die Sonnenallee zum See. Ist das nicht herrlich?"

Arno Umfahrer (55) und Viktoria Hofer
(33) fühlen sich in der Seestadt wie
im Urlaub

„Ich kenne den zweiten Bezirk schon seit langer Zeit, aber in den letzten Jahren hat sich hier wahnsinnig viel getan. Ich hätte mir nie vorstellen können, hier zu wohnen: zu alt, zu dicht, zu städtisch. Aber hier am Nordbahnhof-Areal ist es, als wäre man in einem Zwischending aus Stadt und Land. Es ist ein lebendiges Viertel mit viel Grün und fast dörflichem Charakter."

Krisztian Marcin (27) ist stellvertretender Filialleiter
im Supermarkt Hofer Am Tabor

„Früher habe ich im 19. Bezirk gewohnt. Dort konnte ich zwar zu Fuß in den Wienerwald spazieren, doch hier habe ich einen Park vorm Fenster und bin in kürzester Zeit im Böhmischen Prater. Das Viertel wurde nicht mit dem Lineal gezogen wie viele andere Wohnquartiere. Ich fühle mich wohl hier, ja. Noch befindet sich das Sonnwendviertel in der Aufbauphase. In zwei Jahren aber wird hier Remmidemmi sein!"

Michael Kerbler (65), Journalist,
wohnt beim Helmut-Zilk-Park

„Wir waren auf der Suche nach einer größeren Wohnung. Ich war ehrlich gesagt ein bisschen skeptisch. Aber es tut sich viel hier. Einmal in der Woche treffe ich mich mit anderen Müttern. Gemeinsam mit mamaFIT machen wir Outdoor-Übungen – und das bei jedem Wetter!"

Reka Varga (32), Finanzbuchhalterin in Karenz, wohnt im Sonnwendviertel

„Ich wohne im alten Favoriten, bei der Ankerbrot-Fabrik, und arbeite hier im neuen Favoriten. Man geht ein paar Blocks und ist plötzlich in einer vollkommen neuen Stadt. Noch fehlt mir die Lebendigkeit. Aber dafür bin ich beeindruckt, wie gut sich die Menschen hier vernetzen. Es ist, als würde über der Stadt, wie in einem kleinen Dorf, ein unsichtbares Spinnennetz von privaten und beruflichen Kooperationen liegen."

Sabine Anreiter (57) arbeitet im Sonnwendviertel im Greißlerladen Bio Mio

„2015 haben Bettina Wagner und ich unsere Buchhandlung in der Seestadt Aspern gegründet. Aber wir sind weit mehr als das. Unsere Leserinnen und Leser verstehen uns als verlängertes Wohnzimmer. Wir sind Treffpunkt, Nahversorger und Veranstaltungsort. Abgesehen davon gibt es auch Kaffee! Genau solche Orte braucht's in der Stadt."

Johannes Kößler (38) betreibt die Buchhandlung Seeseiten

„Lebensqualität ist für mich eine Mischung aus vielen Menschen, guten Lokalen und allem, was man für das tägliche Leben braucht. So wie Berlin oder Istanbul! Wir sind hier in einem neuen Stadtviertel, und für diese kurze Zeit tut sich echt schon viel Multikulti hier. Jetzt fehlt nur noch die Straßenbahn."

Sengül Çinkiliç (41) arbeitet im Restaurant Habibi & Hawara im Nordbahnhof-Viertel

„Wir wohnen ganz in der Nähe und haben seit ein paar Monaten die Bella, eine ganz junge Magyar-Vizsla-Dame, die sich jetzt an die Stadt gewöhnen muss. Und ja, der ehemalige Nordbahnhof ist Stadt mit allen Vor- und Nachteilen. Früher war das ein abgezäuntes, versperrtes Areal, heute ist das ein lebendiges Grätzel, das bis auf den Rudolf-Bednar-Park aber leider auch vollkommen zugepflastert und zubetoniert ist. Das finden wir ziemlich schade."

Gerhard Kohlmaier (66) und Johanna Brinnich (65) nutzen den Nordbahnhof zum Spazierengehen

„Lebensqualität ist für mich eine Mischung aus vielen Menschen, guten Lokalen und allem, was man für das tägliche Leben braucht. So wie Berlin oder Istanbul! Wir sind hier in einem neuen Stadtviertel, und für diese kurze Zeit tut sich echt schon viel Multikulti hier. Jetzt fehlt nur noch die Straßenbahn."

Sengül Çinkiliç (41) arbeitet im Restaurant Habibi & Hawara im Nordbahnhof-Viertel

„Wir wohnen ganz in der Nähe und haben seit ein paar Monaten die Bella, eine ganz junge Magyar-Vizsla-Dame, die sich jetzt an die Stadt gewöhnen muss. Und ja, der ehemalige Nordbahnhof ist Stadt mit allen Vor- und Nachteilen. Früher war das ein abgezäuntes, versperrtes Areal, heute ist das ein lebendiges Grätzel, das bis auf den Rudolf-Bednar-Park aber leider auch vollkommen zugepflastert und zubetoniert ist. Das finden wir ziemlich schade."

Gerhard Kohlmaier (66) und Johanna Brinnich (65) nutzen den Nordbahnhof zum Spazierengehen

Lebens-zufriedenheit und Bruttoglück

Du kannst mich aus-borgen!